



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Langermann von: Neue Bismarckgespräche

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Neue Bismarckgespräche

Von Dr. von Langermann



n der Septemhernummer der sehr angesehenen Zeitschrift *The North American Review* veröffentlicht der englische Maler Sir William Blake Richmond „Gespräche mit Bismarck“. Der Maler, von 1878 bis 1883 Glade Professor in Oxford und Präsident der Society of Miniature Painters, hat große Reisen unternommen und weilte im November und Dezember 1887 in Friedrichsruh, um Bismarck zu malen. Richmond hatte sich vorgenommen, die täglichen Gespräche Bismarcks jeden Abend, und zwar möglichst im Wortlaut, niederzuschreiben. Erleichtert wurde diese Absicht durch die klare und knappe Art der englischen Sprechweise des großen Kanzlers.

Sind nun schon an sich alle Äußerungen Bismarcks für uns wertvoll und ein heiliges Vermächtnis, so ist dies um so mehr der Fall, wenn es sich, wie im folgenden, meist um Äußerungen über Dinge und Personen von Bedeutung handelt. Ja, viele seiner kurzen Sätze erscheinen heute in einem besonderen Lichte, so die Ausführungen über den nächsten deutsch-französischen Krieg, Indien, Napoleon usw. Es erschien mir daher notwendig, daß diese „Gespräche“ nicht der englischen bzw. amerikanischen Literatur überlassen bleiben, sondern auch einen Platz in der deutschen finden. Ich habe sie deshalb im Auszuge übersetzt. Dabei habe ich gänzlich davon abgesehen, die Bemerkungen Bismarcks mit eigenen Betrachtungen zu versehen, handelt es sich doch nicht darum, die Literatur über Bismarck meinerseits um eine weitere Arbeit zu vermehren, sondern um die einfache Wiedergabe seiner Ansichten über gewisse Personen und Dinge. Der bescheidene Übersetzer glaubt der Sache um so besser zu dienen, je mehr er in den Hintergrund tritt.

* * *

Über Gladstone äußerte sich der Fürst zu Richmond: „Ihr Ministerpräsident ist verdorben durch das Gift seiner Redekunst. Wäre seine Leichtigkeit der Redeführung und die Gewalt seiner Worte mehr im Zaume gehalten, so wäre er zwar kein so großer Redner, aber ein vertrauenswürdigerer Staatsmann.“

Und weiter: „Wenn ich auch mit seiner Regierungskunst nicht einverstanden bin, so hege ich doch eine tiefe Bewunderung für seine außerordentliche Geschmeidigkeit (versatility).“ Richmond läßt es dahingestellt, ob dies ironisch zu verstehen ist oder nicht.

Von Lord Beaconsfield sprach Bismarck mit einem Anflug persönlicher Zuneigung. Indem er auf den Berliner Kongreß kam, sagte er zu Richmond folgendes: „Als Sprache für die diplomatischen Verhandlungen galt die französische. Disraeli war mit dieser nicht vertraut und sprach deshalb englisch. Fürst Gortschakoff, welcher Englisch perfekt verstand und sprach, schloß sich dem jedoch nicht an. Ich aber, als Präsident, beschloß, Disraeli beizuspringen und gab meine Erwiderung ebenfalls in englischer Sprache ab. Gortschakoff tat nunmehr das gleiche, und so blieben wir Sieger.“

Bismarcks Kenntnis der englischen Literatur war nach Richmond sehr umfassend. Shakespeare führte er fortwährend an. Von Browning sagte er: „Ich bedauere, daß ich seine dichterische Laufbahn nicht so verfolgt habe, als ich es wünschte, denn er ist ein großer Dichter und Denker.“ Horaz war Bismarcks bevorzugter klassischer Autor. Er wiederholte viele seiner Oden und Epoden in ganz glänzendem Stile. Seine schöne und sympathische Stimme machte Richmond das Lauschen seiner Rezitation zu einem wirklichen Vergnügen. Thackeray war sein Lieblingsnovellist. „Seine Charaktere sind Männer und Frauen aus Fleisch und Blut; jeder von ihnen hebt sich, wie bei Shakespeare, vom Hintergrund ab, ist echt, klar umschrieben und abgerundet.“ Von Fieldings Stil war er bezaubert und Tom Jones nannte er „wahrhaft klassisch“.

Im Gespräch über die Künste sagte Bismarck: „Die Musik liebe ich sehr, doch muß ich davon absehen sie anzuhören, da mir nur zu schnell die Tränen in die Augen steigen. Mein Herz ist stärker als mein Kopf. Welche Selbstkontrolle habe ich mir nicht durch Erfahrung teuer erkaufen müssen!“ Es gab, so fügt Richmond hinzu, viele Augenblicke während unserer Unterhaltung, welche diesen Ausspruch bekräftigten.

Die außerordentliche Beweglichkeit seiner Haltung und die mannigfachen Schattierungen des Ausdrucks sprachen ihm von einer sensitiven und gemütsbeweglichen Veranlagung Bismarcks. „Aber ich habe ein stetes Feuer in mir, das bisweilen mächtig aufflammt.“ Auf die Frage: „Sind Sie denn in Wirklichkeit der Eisene Kanzler?“ antwortete er: „Nein, nicht von Natur; das Eisen habe ich erworben, um es zu gebrauchen, wo es nötig ist.“

Richmond fragte einmal Bismarck, ob er Wagner persönlich kenne. „Ja,“ antwortete er, „aber es war mir ganz unmöglich, mich um ihn zu bemühen oder seine Annäherung zu ermutigen. Ich hatte keine Zeit, mich seinem unersättlichen eitlen Stolz (vanity) zu unterwerfen. Vor dem Frühstück, beim Frühstück, vor und nach dem Essen forderte Wagner Sympathie und Bewunderung. Sein Egoismus war ermüdend und intolerant, und seine Anforderungen an den Zuhörer waren so unaufhörlich, daß ich seine Gesellschaft fliehen mußte. Ich

war zu beschäftigt, um allen oder einem Teil seiner Anforderungen, welche er an meine Zeit stellte, nachkommen zu können. Doch bewundere ich seine Musik im höchsten Maße, obgleich ich gezwungen war, den Opernbesuch aufzugeben, weil ich die wundervollen und ergreifenden Tonfolgen nicht aus dem Kopf bekam; sie heften sich an mich und es fällt mir schwer, mich von ihnen frei zu machen, und dann stört es mich, so bewegt zu sein."

Im Gespräch über die Erziehung jetzt (1887) und vor vierzig Jahre äußerte sich Bismarck: „Möglich, daß unsere jetzt so gerühmte Erziehung allgemeiner aufgebaut und weiter in ihrem Ziele ist, aber sie ist nicht so solide, so natürlich gesund, als diejenige meiner Jugend. Wir wurden zweifellos über weniger Dinge unterrichtet, was wir aber lernten, lernten wir ganz. Meine Söhne empfangen eine weit größere Allgemeinbildung als ich, aber sie kehrten sehr unwissend aus der Schule zurück. Zwar mein Griechisch habe ich vergessen, aber mein Lateinisch habe ich festgehalten und freue mich noch darüber“.

Sehr interessant und zeitgemäß sind dann die Worte Bismarcks, die er im Anschluß an eine Unterhaltung auf dem Gebiete der Kunst aussprach. „Deutschland ist jetzt,“ so sagte der Fürst, „ein Kaiserreich und muß gegen mögliche Angriffe durch die eine oder die andere Macht oder gar beide Mächte, die eine östlich, die andere westlich von uns, geschützt werden. Sie (Richmond) müssen daran denken, daß der nächste Krieg zwischen Frankreich und Deutschland dem einen die Vernichtung bringen wird. Wir liegen zwischen zwei Feuerlinien: Frankreich ist unser bitterer Feind, und Rußland traue ich nicht. Friede kann weit unehrenhafter als Krieg sein. Wir müssen für diesen gerüstet sein.“ Indem Bismarck auf die Veranlassung des Gesprächs zurückkam, fügte er noch hinzu: „Deshalb kann ich auch der Förderung der Friedenskünste nicht soviel Aufmerksamkeit widmen, wie ich möchte. Doch halte ich sie für durchaus nötig für die höchste Entwicklung einer Nation als Ganzes.“

Im Jahre 1890 besuchte Richmond Mommsen in Berlin, um ihn in Erfüllung eines Versprechens zu malen und hatte dabei ein für Mommsen und Bismarck gleich charakteristisches Erlebnis, das er ebenfalls in diesem Zusammenhange wiedergibt, obgleich dasselbe zwei Jahre nach seiner Friedrichsruher Zeit statt hatte. Während seines Besuches bei ersterem wurde ihm ein Telegramm des Fürsten aus Friedrichsruh gebracht, sofort zu kommen. Richmond wollte abtelegraphieren. Doch Mommsen fiel ihm ins Wort: „Nein — halt. Fahren Sie hin zu dem großen Geschichtsmacher (great maker of history). Aber nach Ihrer Rückkehr müssen Sie mir alles erzählen“. Richmond sagte dies Bismarck, und der erwiderte: „Sagen Sie Mommsen, wenn ich Geschichte mache, so ist er der Größte in der Welt, der Geschichte schreibt“. Als Richmond darauf Mommsen diesen Ausspruch überbrachte, zeigte er sein unnachahmliches Lächeln und in seinen großen schwarzen Augen leuchtete es humorvoll auf: „Bismarck sprach niemals die Wahrheit mit größerer Aufrichtigkeit“. Gewiß eine Episode, die die gegenseitige Hochachtung der beiden Geistesgrößen in das schönste Licht setzt.

Von besonders aktuellem Interesse sind dann Bismarcks Äußerungen über den Parlamentarismus. „Warum,“ so fragte er Richmond, „haben die Engländer keinen ständigen Kriegsminister, der nicht mit jedem Ministerium wechselt?“ und fuhr daran anschließend fort: „Alle Dinge in England scheinen durch Amateure und nicht durch Spezialisten geregelt zu sein, die mit jedem Regierungswechsel ihre Obliegenheiten von neuem lernen müssen. Die parlamentarische Regierungsform ist eine ausgezeichnete, wenn alles gut geht, der Krieg aber ist ein ernstes Ding. Alles, was sich organisatorisch auf ihn bezieht, kann nur durch einen erfahrenen und dauernd an der Spitze stehenden Mann befriedigend gehandhabt werden, nicht aber durch das Hin- und Herströmen der Meinungen. Die ganze Leitung der Rüstungen muß unter einer ständigen und verantwortlichen Spitze ruhen, die nur mit dem Finger auf den Knopf drückt und augenblicklich alles in Schwingung versetzt.“ Darauf sprach der Fürst von dem englischen Unvorbereitetsein auf den Krieg.*) „Krieg,“ sagte er zu Richmond, „würde viele eurer internationalen Schwierigkeiten auflösen. Er würde Klassen und Parteien zusammenbringen. England hat zu viele Koterien und Fraktionen; es ist politisch und religiös zu zersplittert und in die Anarchie hinabgetaucht. Der Krieg würde England lehren, um des europäischen Friedens willen eine starke Militärmacht, und zwar nicht so sehr zur See, zu werden. Die natürliche Allianz ist diejenige zwischen England, Deutschland und Italien. Diese drei Mächte würden bei dauernder Kriegsbereitschaft den Frieden der Welt gegen Frankreich und Rußland verbürgen. Im Falle des Krieges mit Frankreich und Rußland könnten wir drei Millionen ins Feld stellen, eine Million gegen die russische, eine Million gegen die französische Grenze und eine Million Reserven. Wir könnten schließlich sogar vier Millionen an Reserven aufbringen; und,“ fügte der Kanzler leise, in starker Bewegung hinzu, „ich glaube, daß, wenn nicht Gott selbst die französischen Streitkräfte im nächsten Kriege befehligt, Deutschland siegreich sein muß.“

„Mein Urgroßvater wurde in den Franzosenkämpfen Friedrich des Großen getötet, mein Großvater focht gegen die Franzosen 1792, mein Vater 1815 und ich kämpfe gegen sie seit 1870.“

Richmond teilt uns weiter mit, daß Bismarck für die französische Nation Verachtung empfand, während er Napoleon für einen angenehmen und courtoisie-vollen Mann hielt, auf den jedoch die Kaiserin infolge ihrer katholischen Neigungen einen schlechten und für den Staat gefährlichen Einfluß ausübe. „Napoleon hat ein gutes Herz, aber er ließ sich zu leicht durch Frauen beeinflussen. Daß ist ein großer Fehler; Frauen und die ernstesten Tatsachen des Lebens werden niemals zu einander gelangen.“

Indem der Fürst auf die russischen Pläne im Osten überging, sagte er zuversichtlich: „Rußlands Absichten gehen zum Persischen Golf. Es will Persien

*) Aus dem folgenden erhellt, daß der Fürst hier nur den Krieg gegen Frankreich bzw. Rußland im Auge hatte.

annektieren, doch glaube ich nicht, daß Indien als Ganzes, Mohammedaner oder Hindus, die russische Herrschaft der englischen vorziehen werden. Wenn sie es aber tun, so liegt der Fehler an England, welches unklugerweise Indien die Pressfreiheit gegeben hat. Ich weiß, wie gefährvoll dies Experiment ist, und wie Menschen von Erziehung, aber ohne Prinzipien und Sinn für Wahrheit, die Tatsachen in höchst gefährlicher Weise verdrehen können und mögen. Wenn dies schon für erzogene und aufgeklärte Menschen zutrifft, um wie viel gefährlicher ist es, eine derartige Bewilligung dem Gebrauch oder Mißbrauch einer unaufgeklärten und ungebildeten Bevölkerung zuzugestehen. Es war dies, nach meinem Dafürhalten, ein für England sehr gefährliches Zugeständnis.“

Richmond wünschte Moltke zu zeichnen und wandte sich deshalb an Bismarck. „Das ginge,“ meinte dieser. „Sie werden ihn sehr zurückhaltend finden; er ist ein sehr ruhiger und ernster Mann, gut und religiös und außerordentlich auf Geld erpicht (extremely fond of money). Er lebt wie ein sparsamer Sergeant. Das ist sein einziger Fehler, sonst ist er eine große Natur.“

Über sein früheres Leben sprach der Fürst zu Richmond sehr frei. „Es war meine Absicht als junger Mann zu reisen und, zwischen zwanzig und dreißig Jahren, die Welt zu sehen. Als aber die Zeit herannahte, wollte ich meinen Vater, den ich sehr liebte und verehrte, nicht verlassen. Bald war ich nun in den Maschen der Politik gefangen. Wer in sie hineingeraten ist, entkommt nur mit großer Mühe. Meinen Eintritt ins Heer aber wollte mein Vater nicht zugeben. Hätte er das getan, so hätte die Disziplin mich von einem flotten (riotous) Leben ferngehalten und meine Gesundheit im Alter wäre fester.“ Auf den Einwurf Richmonds, daß Bismarck aber, in den Maschen der Politik gefangen, ein Kaiserreich geschaffen habe, antwortete er: „Das stimmt zwar, aber doch bedauere ich, daß meine Zeit nur in so eng begrenztem Ausmaß auch meine eigene gewesen ist.“

Auf die Selbstkontrolle übergehend, sagte der Fürst: „Ich mußte mich drillen. Unter den schwierigsten körperlichen und geistigen Umständen ist mir die Arbeit das Höchste und der stärkste Trost.“ Richmond bemerkt dazu, er habe während seines Friedrichsruher Aufenthalts den Kanzler bei schwerer staatsmännischer Arbeit gesehen, während er unter neuralgischen Anfällen litt und seine Augenlider schmerzvoll über die flammenden und geschwollenen Augen tief herabgesenkt waren.

An seine Jugendzeit anknüpfend, meinte der Kanzler: „Kinder sind ausgezeichnete Urteiler. Ihr Instinkt täuscht sie selten. Das Familienleben ist das Vaterland im Kleinen. Es war mein Lebensgrundsatz, meinem hitzigen Gemüt niemals im eigenen Hause einen Ausbruch zu gestatten.“ Richmond knüpft daran die Bemerkung, daß wohl kein Eingeweihter je die Ruhe und den Frieden in dem einfachen und vornehmen Familienleben in Friedrichsruh vergessen könne.

Die Jugenderinnerungen brachten den Fürsten auf das Beten: „Ich erinnere mich, daß ich, als ich vierzehn Jahre alt war, das Beten für nutzlos und irrelevant hielt.

So denke ich zwar heute noch, doch bin ich jetzt der Ansicht, daß der Wert des Gebetes darin liegt, daß es die Unterwerfung unter eine höhere Macht einschließt, und ich glaube überzeugt an diese Macht (and I am convinced of the existence of that Power).“

Dies brachte Bismarck dann auf die Frage eines späteren zukünftigen Lebens: „Ich zweifelte keinen Augenblick daran“ sagte er ernst. „Das irdische Leben ist zu armselig, zu unvollendet, um unser höchstes Streben und Sehnen zu erfüllen. Es ist nur als ein Kampf anzusehn, der uns veredeln soll. Kann dieser Kampf vergeblich sein? Ich glaube, nein! Ich glaube an eine endliche Vollendung, eine Vollendung, die Gott für uns bereit hält.“

Den römischen Katholizismus (Roman Catholicism) liebte Bismarck nach den Angaben Richmonds nicht und hielt ihn für sehr gefährlich sowohl für den Staat, wie für jeden wirklichen Fortschritt, dagegen sprach er vom Papst (Leo der Dreizehnte) mit großer Achtung. „Ich finde ihn sehr intelligent; seine lateinischen Verse sind entzückend, und er ist ein Staatsmann. Seine Stellung als Haupt der katholischen Kirche ist jetzt viel stärker, als zur Zeit weltlicher päpstlicher Herrschaft. Die Kirchenstaaten sind als natürliche Folge der Ereignisse so klein geworden, daß sie des Streites um sie nicht wert sind.“

Nach einigen Beispielen für die Liebe, die Bismarck den Tieren erwies, bringt Richmond dann noch einige bedeutende Episoden, die ihm Bismarck in seiner charakteristischen, eleganten, pointierten und kurzen Weise erzählt hat.

„In der Schlacht bei Königgrätz,“ so sprach Bismarck, „hatte ich große Mühe, meinen Herren aus der Feuerlinie herauszubringen. Die Geschosse füllten die Luft mit ihrem Gesang. Ich machte Sr. Majestät darauf aufmerksam. ‚Oh,‘ sagte er, ‚das ist der Lärm der Geschosse, ich glaubte, er rühre von den Sperlingen her‘. Ich überredete ihn, aus dem gefährdeten Strich herauszureiten. Nur widerwillig folgte er einen kurzen Galopp weit. Ich wußte, daß die österreichischen Vorposten, nur 300 Meter entfernt, aus einem Gehölz feuerten. Daher befand sich der König in ungeheurer Gefahr. Ich löste nun meinen rechten Fuß aus dem Steigbügel, brachte mein Pferd dicht hinter das des Königs und versetzte letzterem einen Fußtritt. Der Zweck wurde erreicht. Das Pferd ging im Galopp vorwärts. Mein Herr drehte sich zwar um und warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu, doch hatte er den Wink verstanden und ritt aus der Gefahr. Dieses Ereignis telegraphierte er an die Königin Augusta: ‚Bismarck brachte mich etwas rauh aus dem Feld.‘ Bei einer anderen Gelegenheit schlug während der gleichen Schlacht eine Granate zehn Schritt vom König und von seinem Stabe entfernt ein. Sie fühlten die Erde sich heben, wie bei einem Erdbeben, aber niemand rührte sich. Zum

Glück explodierte das Geschöß nicht, sonst würden der König und der Stab wahrscheinlich getötet worden sein. Mein Herr kannte keine Furcht.“

Am letzten Tage erhielt dann Richmond noch von Bismarck eine ganz genaue Beschreibung der Ergebung Napoleons. Er bezeichnet sie in der folgenden Fassung Wort für Wort für authentisch: „Am Tage nach der Schlacht bei Sedan,“ begann Bismarck, „schickte der Kaiser der Franzosen um 5 Uhr morgens zu mir. Ich hatte nur drei Stunden im Bett zugebracht und war noch sehr ruhebedürftig, hatte ich doch auch seit achtundvierzig Stunden nichts zu mir genommen. Unmittelbar nach der Aufforderung stieg ich zu Pferde und ritt im Galopp etwa vier englische Meilen zu dem bestimmten Treffpunkt an der Straße nach Donchery. Wenn in Deutschland ein Offizier oder Beamter ein gekröntes Haupt im offenen Gelände auffuchen soll, so ist es üblich, im schnellsten Tempo ihm entgegenzureiten, mag es sich nun zu Fuß, zu Pferd oder zu Wagen befinden, und das Pferd plötzlich und unmittelbar dicht vor ihm zum Stehen zu bringen. So machte ich es auch, und mein Pferd rutschte noch mehrere Schritte auf dem Wege hin, bis ich es schließlich hart an die Seite des kaiserlichen Wagens brachte. Während meines Rittes hatte ich beschlossen, den Kaiser mit der gleichen Ehrerbietung zu behandeln, die ich Seiner Majestät in Versailles erwiesen haben würde. Ich stieg ab und hielt mein Pferd, denn ich war allein ohne Reitknecht. Der Kaiser grüßte mich durch Abnahme des Käppis, während ich in der üblichen militärischen Form das gleiche tat. Indem er meine Hand schüttelte, fuhr er über meinen Revolver, und ich bemerkte, daß der Kaiser tödlich erblaßte; aus welchem Grunde kann ich nicht sagen. Ich fragte, ‚welches sind Euer Majestät Befehle?‘ Er antwortete, ‚ich möchte den König sehen.‘ Doch belehrte ich ihn, daß der König zwanzig Meilen weit entfernt sei. Darauf Napoleon: ‚ist hier nicht ein Platz, auf den wir uns zurückziehen und wo wir uns ohne Störung unterhalten können?‘ Wir waren nahe bei Donchery. Am Wege lag die Hütte eines Webers. Zu dieser wandten wir unsere Schritte. Die Frau saß am Webstuhl. Ihr Mann, ein großer dicker Franzose mit einem riesigen Bart, betrat unmittelbar nach uns die Hütte, ohne sein Haupt zu entblößen. ‚Nehmen Sie den Hut ab, hier steht Ihr Kaiser,‘ sagte ich zu ihm. Er gehorchte zwar, schien jedoch nicht im geringsten bewegt zu sein. Seine Miene war gänzlich gleichgültig. Ich wandte mich an die Frau mit der Frage, ob es ein Zimmer gäbe, in das wir uns zurückziehen könnten. Ohne zu antworten wies sie auf eine Treppe, auf der wir hinaufstiegen. Sie führte in ein Zimmer mit einem Fichtenholztisch und zwei Stühlen. Wir setzten uns nieder, und der Kaiser begann die Unterhaltung sofort mit der Frage der Übergabe der Armee. Ich sagte dem Kaiser, daß ich über diesen Punkt nicht mit ihm verhandeln könnte, er läge außerhalb meiner Zuständigkeit. Er antwortete: ‚Ich kann nicht nach Sedan zurückgehen. Ich habe mich Ihnen selbst als Gefangener übergeben.‘ Darauf fragte ich ihn, ob er Friedensvorschläge machen könne. ‚Wie kann ich? Ich bin Gefangener. Solche Vorschläge können Ihrem

Könige nur von Paris aus zugehen.' Damals wußte ich noch nicht, daß wir am Vorabend der Republik standen. Damals konnten wir den Kaiser wieder einsetzen und würden es getan haben, die Armee hätte ihn zurückerhalten. Die Pariser Gewalthaber zogen mich ganze vierzehn Tage hin. Ich konnte nicht länger warten und so war ich denn mit der Republik einverstanden. Noch heute bedauere ich nicht, dies getan zu haben, obgleich ich damals noch nicht ganz sicher war, ob man nicht klug daran handeln würde, das Kaiserreich wieder herzustellen. Unsere Unterhaltung dauerte etwa eine Stunde, vermied jedoch ein weiteres Eingehen auf die Übergabe der Armee. Wie ich schon sagte, war ich achtundvierzig Stunden ohne Speise und Trank, und meine Kleidung schmutzbesteckt. Die Schlachtenatmosphäre hatte mich geschwärzt. Ich benutzte dies als Entschuldigung, um mich nach einem angemessenen Aufenthaltsort für den Kaiser umzusehen und schied so von ihm. Nachdem trafen sich der König und der Kaiser, und auf beiden Seiten flossen Tränen. Ich sah Napoleon nur noch einmal, als er durch Kassel kam. Der Zug und sein Gefolge hielten auf dem Bahnhof. Ich bemerkte, daß sich die Wagen in tadelloser Sauberkeit und Ordnung befanden, als ob sie gerade aus dem Kutschhause in Versailles gekommen und nicht drei Monate unterwegs gewesen wären. Ich hob meine Hand, und er grüßte mich in gleicher Weise.

Napoleon war ein braver Mann.

Während des ganzen Feldzuges war er kränklich, seine Nerven waren gänzlich zerrissen. Er hat zu viel unter dem beherrschenden Einfluß der Kaiserin gestanden, welche zum großen Teil am Kriege schuldig war. Ich hätte ihn auf den Thron zurückbringen können; die Gelegenheit dazu bot sich mir, doch, wie gesagt, ich bedauere die Wendung nicht, welche die Politik nahm."

Auf Richmonds Frage, ob der Augenblick der Übergabe für Napoleon nicht schrecklich gewesen sei, antwortete Bismarck: „Nein, ich glaube nicht. In der Nacht vor der Schlacht haben in der französischen Armee aufrührerische Zusammenkünfte stattgefunden, und ich glaube zuverlässig, daß er sich in unserer Mitte sicherer fühlte als zwischen seinem eigenen Volke."

